



Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:
 auf $\frac{1}{2}$ Jahr 2 fl. 50 kr. — $\frac{1}{2}$ Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.
 für Deutschland und das übrige Ausland:
 auf $\frac{1}{2}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{2}$ Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.

Die Heilsarmee.



Ort: Klub der Wilderer.
 Zeit: Halb zwölf Uhr Abends.

Brionne, Saint-Machin, Fontenoy, Fongin liegen im Halbschlummer auf den Divans herum. Chateau-Minois sitzt am großen Tische und zeichnet

mit der Feder ein wenig schmeichelhaftes Portrait des schlafenden Brionne. Kapitän Chavoys stürzt geräuschvoll in den Saal und ruft wütend: Das ist doch zu stark!

Brionne (ein Auge öffnend): Was ist zu stark?

Alle (erwachend): Saperlott, hat dieser Kapitän ein Organ! Der richtige Kärrasser! . . .

Chavoys: Denkt Euch, daß ich bis zum Thore von einem häßlichen Mädchen verfolgt wurde, das mit einem fauchscheinigen Waterproof bekleidet war und gewirkte Wollhandschuhe trug. Sie wollte mir durchaus ein Papier in die Hand stecken. Um sie los zu werden, habe ich das Ding angenommen. Das Schriftstück führt den Titel: „Vorwärts gegen den Satan! Krieg dem Laster!“

Chateau-Minois: Es war ein Lieutenant der Heilsarmee; Du hättest sie auf eine Tasse Chocolate einladen sollen.

Folangein: Ja, das hätte uns ein wenig „aufgemischt“. Ich weiß nicht sicher, ob sie unsere Seelen den Krallen des Teufels entrissen hätte, aber sie hätte uns sicherlich vom Spleen befreit.

Brionne: In der That, es ist zum Sterben langweilig! Die wahre Heilsarmee wäre diejenige, die uns vom Pessimismus und von Schopenhauer kuriren und die gute alte französische Heiterkeit wieder erwecken würde.

Chateau-Minois (mit einem heftigen Faustschlag auf den Tisch): Meine Herren, ich habe eine Idee!

Alle: Unmöglich!

Chateau-Minois: Eine kolossale, riesenhafte, geniale Idee! (Seiet auf Eurer Hut! Das wird etwas Blödes.) Warum sollten wir nicht selbst eine Heilsarmee schaffen, welche berufen wäre, die alte französische Heiterkeit wieder zu erwecken?

Alle: Welche Armee? Mädchen im Waterproof mit verrückten Broschüren? Erklären Sie sich!

Chateau-Minois: Der Eifer der lustigen Lebemänner bedarf einer Wiederbelebung. Um die Lässigkeit der Gläubigen zu bekämpfen, ist die Heilsarmee gegründet worden mit ihrer Marschallin, ihren Generalen und Lieutenants. Warum sollten wir nicht die Cadres der wahren, der einzigen Heilsarmee gründen, die sich ausschließlich aus den Reihen der uns bekannten hübschen Mädchen rekrutiren würde und berufen wäre, uns aus der allgemeinen Erschlaffung zu retten?

Alle: Bravo! Die Idee ist gut! Ein Kompliment für Chateau-Minois!

Saint-Machin: Wollt Ihr gleich ans Werk gehen? Wollt Ihr unverzüglich die Vorzüge dieser Damen erörtern und ihre Berechtigung, in diese neue Armee als Generale oder einfache Soldaten einzutreten?

Alle: Ja, ja; das wird uns wenigstens die Zeit vertreiben. (Sie setzen sich um den Tisch, wo Schreibzeug bereit steht.)

Chateau-Minois: Beschäftigen wir uns zunächst mit dem Generalstab. Wir brauchen vor Allem eine Feldmarschallin, die das Oberkommando führt. Wen sollen wir dazu ernennen?

Alle: Natürlich die Schönste!

Saint-Machin: Kapitän Chavoys, schreiben Sie:

Feldmarschallin: Mme. Browstone. Qualifikation:

Schlank Taille, stolze Haltung, Goldhaar; spezielle Eignung für das Kommando, versteht es vortrefflich, ein Land auszuhungern und seine Kräfte sich nutzbar zu machen.

Generalstabs-Chef: Mme. Alteffe de la Ligne.

Qualifikation: Offenes, heiteres Gesicht, lachendes Auge, sammtweiche Haut, röthlich schimmerndes Haar; kennt ebenso gut die Kavallerie, wie die Artillerie und den Generalstab, hat in jeder Armee Studien gemacht; rasche Auffassung, leichte Arbeit, vorzüglich in der Topographie

Chateau-Minois: Wir brauchen nun Generale, um die Kavallerie, Infanterie, Artillerie und Genietruppen zu befehligen. Da ich weiß, meine Herren, daß Ihre Meinungen zwischen Ladie und Céline Scherède getheilt sein werden, schlage ich Erstere zum Divisions-General, Letztere zum Brigade-General vor.

Alle: Angenommen!

Chateau-Minois: Kapitän Chavoys, schreiben Sie:

Kavallerie:

Divisions-General: Ladie. Qualifikation: Reitet täglich im Bois die herrlichsten Pferde, viel Kühnheit im Angriff wie in der Verfolgung; reitet, so lang man will, im Galopp, ohne das Pferd zu ermüden und sorgt für Umlegpferde; feine Physiognomie, starke, glatte Brust, kräftige Croupe; ein energischer Wille und dabei eine sanfte Hand.

Brigade-General: Céline Scherède. Qualifikation: Entschlossene Physiognomie, braunes, glänzendes Haar, blaues, lachendes Auge, zwei Grübchen in jeder Wange; prächtige Büste; hat schon mit sechszehn Jahren die wildesten Pferde gebändigt und seither immer Fortschritte gemacht; reitet im schärfsten Galopp, führt eine Attaque wunderbar.

Nun kommen wir zur Infanterie; da brauchen wir Frauen, welche gut marschiren

Alle (durcheinander): Mlle Raumesnil! Marguerite Vitre! Blanche Dubanoir! Edith Zimmer! Laure Hartmann!

Chateau-Minois: Ruhig, meine Herren! Sie werden mit meiner Kandidation zufrieden sein. Schreiben Sie, Kapitän!

Infanterie.

Divisions-General: Mlle Raumesnil. Qualifikation: Erprobte Festigkeit, weicht niemals vor dem Feinde zurück; ihr Marsch ist langsam, aber sicher und führt geradeaus zum Ziel. Majestätische Taille, ruhiges Gesicht, ein sinnlicher Mund, unvergleichliche schwarze Haare mit einem grauen Büschel vorne.

Brigade-General: Laure Hartmann. Qualifikation: Eine gute, männliche Haltung; hat Autorität, ist unschätzbar im kleinen Krieg.

Und nun gehen wir zur Artillerie über; da brauchen wir Frauen, die ein gutes Auge haben, um gut zu zielen.

Saint-Machin: Marthe Chavoys!

Fontenoye: Fanny Fabert!

Chateau-Minois: Wir werden prächtige Cadres haben. Schreiben Sie, Kapitän!

Artillerie.

Divisions-General: Marthe Chavoys. Qualifikation: Stammt von einer Race, die immer brillant gedient

hat; findet den schwachen Punkt des Places heraus und richtet sogleich ihre Batterien. Unerreicht im Minenlegen. Aristokratische Physiognomie, blaue Augen, stolzer, leicht schaukelnder Gang. Sehr ruhig bis zum Augenblick der Explosion.

Brigade-General: Fanny Fabert. Qualifikation: Kurze, wohl geführte Feldzüge; tüchtig bei der Nachtwache; zu Requisitionen in Feindesland vorzüglich zu gebrauchen.

Gardereiterci. (Paradetruppe.)

Oberst: Mme. Signoret. Qualifikation: War niemals im Feuer, aber sehr aristokratisch und dekorativ. Profil einer Herzogin; groß, schwächling, aschblondes Haar; brillante Haltung, aber nichts für das Gefecht.

Oberstlieutenant: Marguerite Gourdon. Qualifikation: Sehr elegant und prunkliebend; schwärmt für große, geräuschvolle Soireen; trägt die Gala-Uniform sehr gut und verdirbt sie nicht in nutzlosen, ermüdenden Kämpfen.

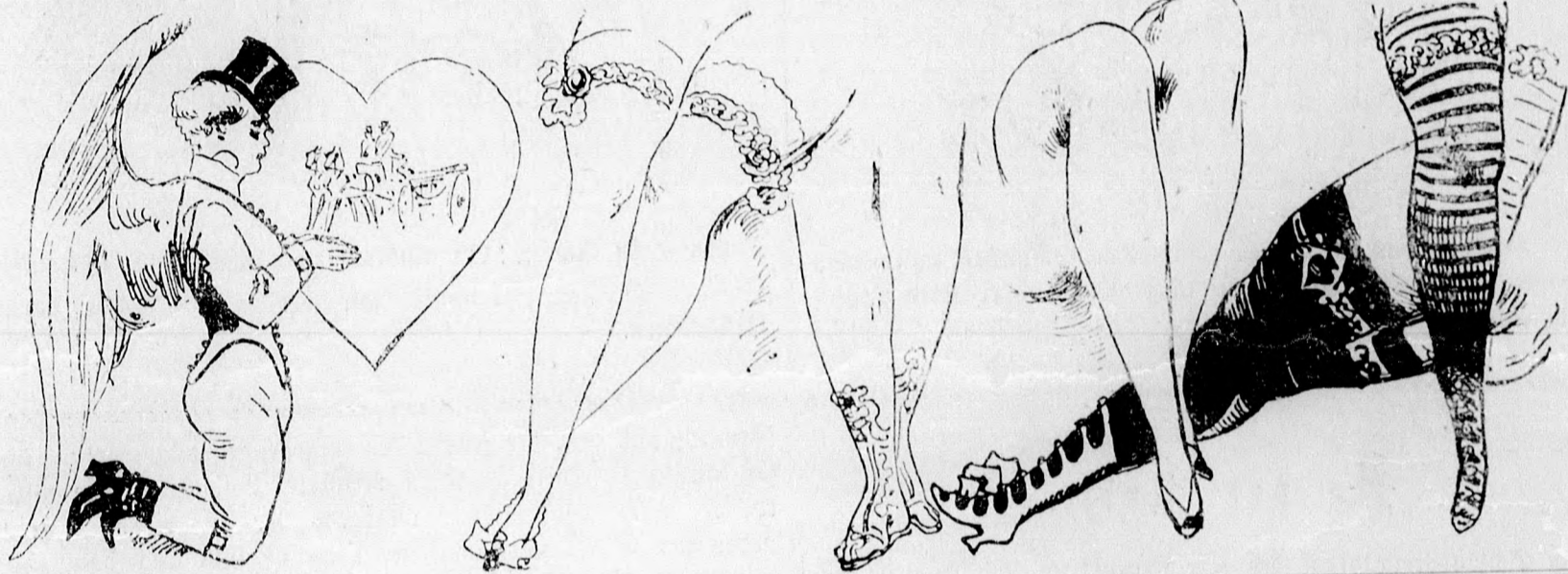
Chateau-Minois: Meine Herren! Wir haben diese Organisation nur in großen Zügen entworfen. Wir überlassen es den ernannten Corpschefs, sich die geeigneten Truppen zu rekrutieren. Es erübrigt uns noch die Vorsorge für die Intendanz (Unterkunft und Verpflegung), für Bettenwesen, für das Rechnungswesen (Geschenke und Schneider-Rechnungen), für den Train (Reitpferde und Equipagen), für das Sanitätswesen u. s. w. Doch wir wollten nur für das Dringendste vorsorgen, weil wir es sehr eilig haben.

Von morgen ab werden im Klub der Wilderer Freiwilligen-Listen für die Heilsarmee eröffnet werden, wobei wir vom großen Generalstab, den wir ernannt haben, unterstützt sein werden. Diese Damen werden auf der Estrade sitzen und die Feder reichen den Rekruten für die Freude, die Liebe und die Galanterie!

Auf, ans Werk!

(Die Sitzung schließt um zwei Uhr Morgens in sehr gehobener Stimmung.)

R. O.



OUJOUX.

Jede Frau ist eine Aristokratin.

*

Die Frauen bewundern den Mann, der sein Gewissen seiner Liebe opfert und haben nichts als Verachtung für Denjenigen, der seine Liebe seinem Gewissen opfert.

*

Manche Frauen sind so grausam wie Herodias und würden gern den Kopf des Mannes verlangen, dessen Herz sie nicht gewinnen konnten.

*

Die Frauen sind wie die Waffen: alle gefährlich.

*

Eine Frau, welche Anzüglichkeiten gestattet, gleicht einer Statue, die sich auf ihrem Piedestal langweilt.

*

Der Salon der Schneiderin ist die gesetzgebende Versammlung der Frauen.

Zwei Dinge kann man von einer Frau schwer erfahren: Das Geheimniß ihrer Liebchaften und die Adresse ihrer Schneiderin.

*

Der Affe ist der Nachahmer des Menschen; die Frau aber ist stets der Affe einer andern Frau.

*

Den Frauen ist nur kalt, wenn sie ein geschlossenes Kleid am Leibe haben. Man biete ihnen eine Mantille an, wenn sie im dekollirten Leibchen sind und sie werden antworten, daß sie vor Hitze schier ersticken.

*

Die Liebe zur Toilette ist die Liebe zu sich selbst.

*

Vor einer Freundin Toilette machen ist sehr unvorsichtig gehandelt. Hätte Phryne ihre Hüllen vor einem weiblichen Arcopag fallen lassen — wie arg würde man die Züge ihres Gesichtes und die göttlichen Formen ihres Körpers kritisirt haben!

*

Eine Frau mit vierzig Jahren wird eine Frau mit dreißig stets alt finden.

*

Jede Frau, die in der Liebe nicht die Märzweilchen gepflückt hat, wird die Herbstrosen pflücken wollen.

In der Garderobe.



— Und wenn vor Deinem Bankter der Schlafrock fallen soll?
— Dann wird die Lampe ausgelöscht und er wird anderweitig entschädigt.



— Oh, Amélie! Ein Kuß auf diese Schulter ist unbezahlbar!
— Fürchten Sie nichts, wir werden uns später darüber verständigen.

An der Kette.

Im Schwurgerichtssaal der Kreishauptstadt war kein leeres Plätzchen. Die Frau Präsidentin hatte ihren großen und ihren kleinen „Jcur“ auf den Sitzplätzen untergebracht, und auch das ganze Offiziercorps war da, denn die Damenwelt der Stadt mußte „garnirt“ sein.

Man sieht, es handelt sich um einen pikanten Skandalprozeß. Ein reicher Großgrundbesitzer, Herr von Ehrenstein ist des Mordes angeklagt, begangen an seinem Kammerdiener, und des Mordversuches, begangen an seiner Gemahlin, der schönen Valentine. Um zwei Uhr Morgens war Herr von Ehrenstein mit seinem Doppelgewehr in die Stube seines Dieners eingedrungen und hatte da ein fürchterliches Strafgericht gehalten. Aus dem einen Rohre schickte er eine Kugel in das freche Herz des Ehrenräubers, der lautlos todt auf das grobe Eisenbett zurücksank. An ihren schönen blonden Flechten riß er sodann die Ehebrecherin von der Stätte ihrer Schmach, und als sie sich, teuflisch schön in ihrer Nacktheit, am Fußboden wand und um Gnade flehte, schloß der Rächer die Augen, um sich nicht von den nur zu geliebten Reizen blenden zu lassen und feuerte aus dem zweiten Rohre die Schrottladung ab, welche nicht tödtete, sondern verwüstete. In Fegen flog die linke Wange mit ihren minniglichen Grübchen und dem satanischen Schönheitsmal, sie war gräulich entstellt für ihr ganzes Leben.

Die Damen waren auch gekommen, um sich an dem Anblick dieser Schönheitsruine zu weiden, denn Valentine war die bestgehaßte Persönlichkeit der drei oberen Kaffeegesellschaften der Stadt. Herr Karl von Ehrenstein hatte dem großen wie dem kleinen Jour ein Schnippchen geschlagen, als er die mageren und die üppigen Jungfrauen dieser Kreise, welche ihm

förmlich auf dem Präsentirteller entgegengebracht wurden, überjah und zum Theil geradezu refusirte. Valentine, die Pflegetochter eines pensionirten Majors, der in einem Dörfchen neben der Stadt wirthschaftete, hatte es ihm angethan, als er auf einem Ritt vorübergekommen. Die Majorstochter, „viel zu schön für ihre Armuth“ — wie diese Damen sich ausdrückten — war noch vor ihrer Heirath von Herrn von Ehrenstein der städtischen Gesellschaft geradezu aufgenöthigt worden; sie hielt an seinem Arme ihren Einzug in die Sozietät, deren weibliche Mitglieder sie gern vergiftet hätten. Die Herren verzagten sich zu allgemeinem Aergerniß in dem Anblick dieses Mädchens, dessen üppiger Gliederbau aus dem lächerlich ausgewachsenen Flügelkleide als unwiderstehliche Herausforderung der Sinne wirkte. Und vollends ihre Walzer! Dergleichen hatten die Physikustöchter und selbst die mit Recht als „verdächtig“ geltende Stroh Wittve des Fregattenkapitäns nicht einmal zu träumen gewagt! Die Matronen erwachten aus dem Rotillon-Schlafchen und errötheten wie mitschuldig im Johannesstriebe einer gewaltsam erweckten Lüsternheit, und die Rundbäuche wackelten in den Fräcken und ihre Inhaber steckten die Glasköpfe in die Nischen, um ungesehen eine Grimasse der Befriedigung zu schneiden; die jungen Herren aber kniffen einander in die Seite, wenn Valentine ihre Bajaderen-Kreise zog, den glücklichen Tänzer mit sich reißend.

„Die bringt kein Teufel mehr auseinander!“ fluchte der Oberst in seiner Eigenschaft als Vater der drei längsten und auch ältesten Mädchen der Gesellschaft. Und so war es auch. Am nächsten Tage fuhr Herr von Ehrenstein in einem Bierzuge nach der „Besitzung“ seines zukünftigen Schwiegervaters, und diese Werbung, welcher die Verlobung auf dem Fuße folgte, gab ihm das wonnigliche Anrecht zu dem ersten Kuß auf Valentines ewig lachenden Mund. Der alte Major, von dem Valentine sich nicht trennen wollte, verkaufte sein kleines Anwesen für eine ausgiebige Leibrente an seinen Schwieger-

sohn und mit dem Gütchen ging auch Stefan, der tölpel-
hafte Bediente des Majors, ein ehemaliger Trompeter, in den
Besitz des Herrn von Ehrenstein über.

*

„Sind Sie geständig, Ihren Diener, den ehemaligen Ba-
taillonstrompeter Stefan Jost erschossen zu haben?“ so lautete
die erste Frage des Gerichtspräsidenten an den schwarzgelei-
deten Angeklagten.

Herr von Ehrenstein erhob sich und zog anstatt zu ant-
worten aus der Brusttasche seines Salourockes ein in schwarzes
Zuchtlein gebundenes Buch, welches er dem Gerichtspräsi-
denten übergab. „Hier steht Alles, was ich sagen kann“ —
fügte er noch hinzu, indem er sich mit der Hand über die
Stirne fuhr.

Der Präsident faßte das goldberänderte Buch, öffnete
es und frug erstaunt: „In welcher Weise sind Sie in den
Besitz dieses Tagebuches der Frau Valentine von Ehrenstein
gelangt?“

Das Flüstern und Fächeln der Damen im Vordergrund
und das Räuspern der Herren im rückwärtigen Theile des
Saales ging in der sensationellen Bewegung unter, die den
Saal durchzog.

Der Angeklagte antwortete: „Zwei Tage vor meiner
Verhaftung übergab die nach einem Streite mit dem Trom-
peter entlassene Bonnie meines verstorbenen Kindes mir das
Buch, welches sie gefunden haben wollte.“

Der Staatsanwalt, ein getaufter Jude, auf den man
ohnehin nicht gut zu reden war, machte sich jetzt in der guten
Gesellschaft vollends unmöglich, denn er verlangte den Aus-
schluß der Öffentlichkeit während der Verlesung des Tagebuches.
Die Frau Präsidentin und ihre Amazonengarde in der ersten
Bank schoßen cäsarische Blicke nach dem Fünfrichterkollegium,
welches über die Anträge zu entscheiden hatte.

Der Präsident und die Richter steckten eine Weile die
Köpfe zusammen und der Antrag des Staatsanwaltes wurde
abgelehnt. Der Schriftführer setzte die Brille auf, und las
auf dem letzten beschriebenen Blatte des Buches:

„Am Todestag unseres Kindes. Er muß
sterben, der Schändliche, der mein Leben vergiftet hat, von
dessen wollüstigen Launen mein Dasein abhängt. Wie schwer
trage ich an der Kette meiner Schuld, seitdem ich in einem
schwachen Augenblicke im väterlichen Hause mich diesem Unhold
ergab! Ich will Ruhe, Ruhe. Während Karl bei unserem
Todten wacht, hat er mich überfallen, so wie damals im Gast-
hof, als ich zur Trauung Toilette machte. Morgen Nachts
will ich noch einmal seinen rohen Lüsten mich fügen, und wenn
er eingeschlafen ist, stoße ich ihn nieder. Heute mußte ich die
Amme aus dem Hause jagen, weil er es so haben wollte.“

Der Präsident legte das Buch auf den Gerichtstisch zu
den übrigen corpora delicti, dem blutbesleckten Hemd Ste-
fans, einem Doppelgewehr und einem scharfen Dolch in kost-
barer Scheide.

Der Polizeibericht meldete, der Dolch sei nach der That
im Bettstroh des Erschossenen gefunden worden.

*

Valentine wurde vorgerufen. Die schwarze Binde, welche
ihr entstelltes Gesicht fast ganz verhüllte, verlieh ihr das Aus-
sehen eines schreckhaften Nachtgespenstes. Man zeigte ihr den
Dolch. „Ich wollte ihn im Schlafe tödten — sagte sie —
allein er wollte nicht einschlafen. Dann kam der Schuß. Es
ist gut so.“

Herr von Ehrenstein wurde von den Geschworenen frei-
gesprochen, und seine treue Gattin, die er später gefreit, die
längste der drei Töchter des Obersten, hat es mit ihrem Argus-
blick wenigstens so weit gebracht, daß die Seitenwege, auf
welchen der „Rächer seiner Ehre“ jetzt Revanche an dem Ge-
schicke nimmt, nicht mehr ins Dienstboten-Zimmer führen. Als
einige Monate nach der Hochzeit Frau von Ehrenstein II. zu
ihrem Schrecken eines Nachts die Wahrnehmung machte, daß
ihr Mann aus dem Schlafzimmer schleiche, und sie, seinen
Spuren folgend, ihn noch rechtzeitig vor dem fatalen Eisen-
bette ertappte, das jetzt die dralle Stubenkasse einnahm, da
murmelte Herr von Ehrenstein wie ein Mondschläger: „Hier
ist der Glende gestorben. Ich muß mich rächen!“

Die feste Hand der kamisolbekleideten Gemahlin zwang
jedoch den enragirten „Rächer“, die Pfade der legitimen Rechte
und Pflichten zu wandeln. Herr von Ehrenstein mußte das
häusliche Nachwandeln aufgeben und tröstete sich künftig nur
bei Tage, natürlich außerhalb des Hauses.

*

Auf einem Maskenballe in den Wiener Sofiensälen fiel
mir im jüngsten Karneval eine Halbwelt-dame durch ihre im-
ponirende Erscheinung auf. Die Herren von der jeunesse
dorée behandelten sie mit besonderer Vertraulichkeit. Eine
enorme Narbe zog sich über ihre linke Wange, doch dieser
Mackel des schönen Gesichtes verlor sich in der Gesamtwir-
kung der in reicher Fülle prangenden sonstigen Reize. Man
erzählte mir die Geschichte dieser Narbe. Es war Valentine,
die geschiedene Gemahlin des Herrn von Ehrenstein, gezeichnet
für ihr Leben, doch unverwundlich in der Majestät ihres sinn-
bethörenden Fleisches. Innerhalb der Gesellschaft trug sie jene
Kette, von der die Vergeltung sie befreite. Nun ist sie schön
und frei, sehr frei.

P—ki.

Illegitime Eifersucht.



Madame! Ich sah Sie gestern wieder mit Ihrem Gat-
ten! Meine Geduld wird bald zu Ende sein!



— Gehen Sie, Graf! Ich mag mich nicht länger den In-
sulten Ihrer Gemahlin aussetzen!

Süße Raft.

Im fünften Stock, dem Himmel nah',
Bewohne ich ein Stübchen,
Wo ich noch keinen Gläub'ger sah,
Dafür recht oft mein Liebchen!

Sie scheuet nicht die kleine Müß'
Wie meine bösen Dränger;
Und ward beim Aufstieg müde sie,
Dann ruht sie bei mir länger!

G.

Der Pilger.

— Eine fromme Geschichte —

von Catulle Mendès.

Bei dem Herrn suche man Zuflucht, allezeit und allerwegen; wer sich im andächtigen Gebete an ihn wendet, den rettet er aus allen Kümernissen. Ein fürtrefflicher Beweis dessen ist uns die auferbauliche Geschichte der Dame Agalaïs und des guten Pilgers.

I.

Dame Agalaïs, die Ehegattin des Landvogten von Avignon, war an ganzen Leibe wohlgestaltet und wohlgenährt. Sie hätte denn auch einen lieblichen Ausblick Demjenigen geboten, dem es gegönnt gewesen wäre, sie an einem Sommerabende durch das Fenster ihres Landhauses zu betrachten. Nicht als ob sie reiche Gewandung und eine Haube von Perssammet getragen hätte! Sie trug keine Haube, sondern einen natürlichen Kopfschmuck von gelockten Härchen, noch auch ein Kleid von Seide oder Wollsammet, sondern nur ein Hemd von durchsichtiger, feiner Leinwand. Und hinter diesem durchsichtigen Gewebe gab es gar schöne Dinge zu schauen: einen Busen, der zwei Schneeballen glich, einen sanft gewölbten Bauch, hervorspringende Hüften und dicke Schenkel, die nicht unangenehm sein sollen, wenn man den Leuten glauben darf, welchen es gegönnt war, ähnlichen Schätzen mit den Lippen zu nahen.

So gekleidet, oder vielmehr entkleidet, saß Dame Agalaïs unweit von ihrem Bette mit aufgezogenen Vorhängen an einem kleinen Tische, auf welchem feine Sachen aufgetragen waren: wie Wildpasteten, ein gebratenes Huhn und ein Teller rother Vogelkirschen. Ein feiner Duft stieg von den Speisen auf, ein noch feinerer von dem schönen Körper der Dame, so daß jeder Wanderer zu diesem zweifachen Festmahle sich gern hätte einladen lassen.

II.

Es ist schwer zu glauben, daß die Dame Agalaïs solche verführerische Vorbereitungen gemacht habe, blos um ihrem Gatten, dem Landvogt von Avignon zu gefallen; denn der Herr Landvogt war ein häßlicher alter Mann mit einem struppigen, grauen Barte. In der That: nicht er wird das saftige Huhn essen und das schöne Weibchen küssen. Durch eine ge-

schickte List hatte sie sich die Gewißheit verschafft, daß er weder diese Nacht, noch den nächsten Tag heimkehren werde, indem sie ihn durch einen lügenerischen Brief wissen ließ, daß sein Knecht, der vor zehn Jahren als Knappe mit dem Kreuzzuge nach dem Morgenlande gezogen und dessen Verlust er lange beklagt hatte, plötzlich nach Avignon zurückgekehrt sei. Hocherfreut über diese Nachricht war der Landvogt nach Avignon gereist. Was weiter geschehen werde, darum kümmerte sich Frau Agalaïs nicht; sie wollte gern für die Küsse von heute einige Prügel am nächsten Tage eintauschen. Alle ihre Gedanken waren bei dem Geliebten ihres Herzens, den sie verständig hatte, daß diesen Abend für ihn der Tisch gedeckt und das Bett geöffnet sein werde.

Um die Wahrheit zu sagen: dieser Geliebte glich in keiner Weise denjenigen, welche den Frauen gewöhnlich gefallen. Er war nicht von edler Herkunft, sondern ganz einfach der Sohn eines Müllers. Allein, das Tragen von Mehlsäcken hatte seine Glieder gestärkt und kein zweiter Bursche der Provence konnte es ihm gleich thun, wenn es galt, eine Dame ohne Röcke auf dem weißen Bettlaken in seine Arme zu schließen. Und das galt in den Augen der Dame Agalaïs mehr, als alle süßlichen Galanterien. Um zufrieden zu sein, müßte sie auch befriedigt werden.

III.

Also, unweit von dem Bette, wo es nur ein Kopfkissen gab — genug für zwei Leute, die nicht die Absicht haben, sich den Rücken zu kehren — saß Dame Agalaïs an ihrem kleinen Tische und trommelte auf demselben ungeduldig mit ihren kleinen Fingern. Es war ganz außerordentlich, daß der erwartete Geliebte noch nicht da war. Was konnte ihn zurückhalten? Die Zeit verstrich, die kostbare Zeit, die man so gut hätte benutzen können. Wird er etwa gar nicht kommen? Hat sie vergebens dieses leckere Mahl für ihn bereitet und vergebens, um Zeit zu gewinnen, im voraus alle Röcke abgestreift, so daß sie ihn weiß und rosig, fast nackt erwartete? Sie verlor allgemach alle Hoffnung, den Geliebten heute noch zu sehen. Was war zu thun? Sie mußte sich mit schwerem Herzen entschließen, allein zu Bette zu gehen. Ob es ihr auch gelingen wird, einzuschlafen? Langsam näherte sie sich dem Bette, und indem sie an die Küsse dachte, deren sie verlustig gegangen, setzte sie ein Knie auf die Betttücher und begann ihr Abendgebet; denn sie war fromm, sehr fromm.

IV.

Und der Herr erhört das Gebet der Andächtigen. Plötzlich ward mit großem Geräusch das Fenster eingestoßen. Dame Agalaïs sah sich überrascht um und fühlte sich im nämlichen Augenblicke von zwei kräftigen Armen umschlungen. Ein Mann, den sie nie gesehen hatte, ein Mann ohne jegliche Bekleidung überhäufte sie mit Liebkosungen, und sie konnte sich darüber nicht beklagen, denn sein Mund schloß den ihrigen. Sicherlich war sie anfangs sehr erschrocken; allein dieser Mann schien ihr so wohlgebaut, hatte eine so weiche Haut und in seinem Liebesfeuer eine so einschmeichelnde Art zu küssen, daß sie nicht um Hilfe gerufen hätte, auch wenn er ihren Mund freigegeben

hätte. Und da sie niemals übermäßig widerstandsfähig gewesen, verfloß nur eine sehr kurze Frist, ehe der Eindringling ihr beweisen konnte, daß nicht ein Müllersohn allein im Stande ist, eine Dame ohne Unterröcke, auf dem weißen Bettlaken, in befriedigender Weise in seine Arme zu schließen.

Nachdem Dame Agaläs von dem ersten Schrecken und den darauf folgenden lieblichen Aufregungen sich erholt hatte, bemerkte sie dem seltsamen Besucher, daß er eine ganz ungewöhnliche Art habe, die Häuser zu betreten und fragte ihn nach seinem Namen und Stande.

Da stieg der Fremde vom Bette und kniete vor demselben nieder.

— Theuere Dame! sprach er. Ich bin ein armer Pilger, der das Gelübde gethan hat, bei Tage bekleidet, bei Nacht unbekleidet, von Verona in Italien, wo ich geboren bin, zu Fuße nach Saragossa in Spanien zu pilgern, zu der dortigen Säule der heiligen Jungfrau, und unterwegs alle Heiligenbilder zu umarmen, die ich antreffen würde. Durch Euer offenes Fenster habe ich Euch gesehen und bin hereingestürzt, weil ich Euch für eine Heilige hielt . . .

— Und jetzt?

— Jetzt bin ich dessen sicher! rief der Pilger, indem er entzückt die allerliebsten kleinen Füße der Dame küßte.



RONBONNIÈRE.

Ausgeglichen.

— Nun, mein Lieber, wie steht Ihr Prozeß mit Z. ? Sie sagten mir neulich, er sei ein Hallunke, der Sie um dreißigtausend Mark betrogen hat . . .

— Es ist Alles beigelegt; wir haben einen göttlichen Ausgleich geschlossen.

— Auf welcher Grundlage?

— Z. hat meine Tochter geheirathet.

*

Der Gatte.

— Die blonde Marguerite hat geschworen, aus Spa nicht ohne einen Gatten zurückzukommen.

— Nun?

— Gestern ist sie zurückgekehrt.

— Und hat sie einen Gatten gefunden?

— Ja, den ihrer besten Freundin.

*

Mama hat ein sehr verhättschelttes weißes Käzchen, Namens Minette, das jeden Tag den Besuch einer großen schwar-

zen Kage empfängt. Als sie neulich vom Spaziergange zurückkehrte, war die Visite Minettens wieder da.

— Schon wieder das abscheuliche Beest! ruft sie ärgerlich. Marie, jagen Sie sie rasch fort!

Da legt sich Fritschen ins Mittel und sagt bittend:

— Aber Mama! das ist ja Minettens Füselier!

*

Oekonomisch.

Die Fürstin Esdruboff sagte eines Tages ihrem Gemahl:

— Finden Sie nicht, mein Freund, daß unsere Kutschen schon recht alt und schäbig aussehen?

— Sie haben Recht, meine Theure; ich muß sie frisch lackiren lassen.

— Sie scherzen; das kostet ja zu viel!

— Was wollen Sie thun?

— Wir wollen neue kaufen.

— Nun, und das kostet weniger?

— Gewiß; die Reparatur muß bezahlt werden, die neuen Wagen hingegen nimmt man auf Credit.

*

Kindermund.

Der kleine Fritz ist von einer Biene gestochen worden.

— Bringet schnell Ammoniak! ruft die Mama; sonst schwillt Fritschen die Hand zu sehr an.

Und Fritschens Hand wird verbunden.

Einige Tage später wird der liebe Schneef von seiner Mama zu einer seiner Tanten mitgenommen, die sich in interessanten Umständen befindet.

— Ei, Tante! ruft Fritschen bei ihrem Anblicke aus; hast denn Du kein Ammoniak im Hause?

Die neue Zofe.



— Babette! Wenn mein Mann kommen sollte, sagen Sie ihm, daß ich zu Mama gegangen bin.

— Und wenn der Herr Ludwig kommt?

— . . . Der wird jetzt nicht kommen.





Ein Paar Stiefel.

Wenn das „goldene Sternbild“ der erste Gasthof in dem Heilbad Kouisquelle ist, so verdankt er diesen Ruf nur der Frau Radinger, einer brünetten Person mit flammenden Augen und mit schwarzen Haaren, die den Neid einer Schwarzamsel erwecken müßte.

Die Bewohner des Städtchens kommen ins Café des Gasthofes, um die Herrin zu bewundern. Die Handelsreisenden vergaßen dort ihre Kunden; die Badegäste verlieren da ihren Durst nach den Heilwässern; diese und jene wetteifern durch Geist und Galanterie vor der schönen Gastwirthin.

— Die Decentralisation beginnt, sagten die Leutchen im Orte. Karlsbad wird nicht immer obenan sein.

In der That: keine der Fräulein, die vor ihren Theebüchsen sitzen, von Ostende bis Ischl und von Zoppot bis Baden-Baden, hatte jemals eine solche Menge Bewunderer der unterschiedlichsten Art gehabt, als Frau Radinger in ihrem Buffet sitzend.

Hat Einer keinen Hunger, so beißen die Zähne der Hausfrau ihm in den Arm und machen ihm Appetit.

Hat Einer keinen Durst, so ladet das Lachen dieser Frau, das einem Glücksen gleicht, dazu ein, Champagner anzubieten.

Hat Einer keine Lust zu spielen: wie will er dem Rosen der weißen kleinen Händchen widerstehen, die ihn an den Knöpfen des Rockes fassen und zum Spieltisch zerran?

Man ißt — man trinkt — man raucht — man singt — man liebt — man lacht! . . .

Und diese letzteren drei Genüsse, welche der Staatschatz nicht besteuern kann, brachten dem „goldenen Sternbild“ nicht geringe Einkünfte.

Der Gemahl der Frau, Herr Radinger, war ein langer

hagerer Mann, mit runder Stirne, ungemein kurzichtig, und steht unablässig am Zahlisch, wo sich Gulden auf Gulden häuft.

*

Unter den Bewunderern der Gastwirthin stach ein Gendarmerie-Hauptmann besonders hervor, ein Offizier im Ruhestande; ein schöner Mann, der von Zeit zu Zeit seine Uniform hervorholte, um sich von den Badegästen bewundern zu lassen.

Hauptmann Bendel ist Wittwer und sucht Trost bei Frauen. Sein Schnupstuch hatte er diesmal der Herrin des Gasthofes zugeworfen.

Wenn er sich dem Buffet nähert, zieht sich der Schwarz der Bewunderer sofort zurück und es gibt hie und da ein Grinsen und ein häßliches Lächeln.

— Das ist Herr Radinger! . . . und man fährt fort zu lachen.

— Das ist der Hauptmann! . . . und man lacht nicht mehr.

Am letzten Sonntage lenkte der Hauptmann seine Schritte nach dem „goldenen Sternbild“. Er hatte die Paradeuniform angezogen, mit dem glänzenden Helm, dem Leibrocke, weißen Hosen und lackirten hohen Stiefeln. Es war drei Uhr.

Drei Uhr im April ist die gesegnete Zeit glücklicher Verliebter. Um diese Stunde ist wenig Lärm im Hause und es sind nur wenige Besucher da. Die Ehemänner sind nicht mehr mißtrauisch und sie glauben gerne, daß die Sonne der Schutzengel der Tugend ihrer Frauen sei.

Der Hauptmann schritt, stolz über sich selbst, und glücklich einher. Herr Radinger, welcher eben die Quartalsrechnungen machte, bemerkte die Stiefel nicht, welche ins Haus traten.

Herr Bendel schritt ohne Umstände die Treppe empor, welche zu den Zimmern des ersten Stockes führte, wo sich das Schlafgemach seiner Schönen befand.

Heute war Frau Radinger in der ausgelassensten Stimmung.

— Ach, die schönen Stiefel! . . . die schönen Stiefel . . . Du erlaubst?

— Aber, meine Theure! . . .

— Es ist eine Laune . . . Leih mir Deine Stiefel! . . .

— Nun, wenn Du durchaus willst! . . .

Und die Gastwirthin warf ihren Schlafrock ab, schleuderte ihre Pantoffeln in die Luft, und steckte ihre niedlichen Füßchen mühelos in die Stiefel des Hauptmanns.

*

Ach! die Schelmin war entzückend! . . . Sie pflanzte sich vor den Spiegel hin, schlug die Absätze zusammen, setzte sich wieder auf den Armstuhl, schaukelte mit den übergroßen Stiefeln hin und her, zog sich dieselben rasch von den Füßen um wieder hineinzuspringen und trieb dies Spiel so fort.

Er saß unbeweglich, und beobachtete sie mit leuchtenden Augen. Plötzlich kam sie auf ihn zu, als ob sie eingeschüchtert wäre, streckte die Arme vor sich hin, kehrte rasch wieder und begann in der Art zu schreien, wie die Stallmeister im Circus, wenn die Reiterin durch die Reifen springt.

Hopp! Hopp!

Es war ein Erscheinen und Verschwinden von weißen Unterröcken, rosenrothen Strümpfen und schwarzen Stiefeln.

Vendel war trunken; denn nichts berauscht einen Mann mehr, als der Anblick der weißen Leibwäsche seiner Geliebten. Frau Radinger gab sich aus vollem Herzen diesem Spiel hin. Sie war roth wie eine Klatschrose. Der Hauptmann sagte vergebens:

— Sie sind Dir ja zu groß . . . Die Stiefelwische wird Dich beschmutzen . . . Ich komme mir in meinen Strümpfen wie ein Trottel vor . . . Die Stiefel gehören zur Uniform eines Gendarmen. Marie, gib mir meine Stiefel wieder! . . .

— Nein, nein, nein!

Und Frau Radinger, in tollster Laune, begann abermals ihren Tanz durch das Zimmer.

Nachdem Herr Radinger seine Arbeit beendet hatte, frug er nach seiner Frau. Ein Kellner sagte ihm:

— Sie ist oben.

Der Chemann blieb vor der Thüre seines Zimmers stehen, vor seinem blauen Zimmer, seinem hübschen Hochzeitszimmer. Er wollte eintreten, aber die Thüre war verschlossen.

— Meine Frau, dachte er, ist sicherlich bei der Toilette.

Er rief sie: keine Antwort. Hierauf erblaßte er und schaute durch das Schlüsselloch.

— . . . Es ist Jemand in meinem Zimmer . . . aber, Gott sei Dank, es ist nicht meine Frau . . . Oh, das ist schrecklich, das ist fürchterlich! . . . Der Hauptmann . . . Vier Stiefel . . . Zwei Gendarmen beisammen! . . . Zärtlichkeiten, Umhalsungen . . . Ich werde närrisch . . . Ich werde närrisch! . . .

*

Die Gastwirthin ging über die Dienertreppe hinab, geschmückt und zierlich; sie trat vom Hofe aus mit einem riesigen Rosenstrauß in der Hand in das Café.

— Ich hatte viele Mühe, sagte sie, diese Blumen zu pflücken . . . Der liebe Gott hätte diese Rosen auch ohne Dornen erschaffen können . . . Man denkt leider nicht an Alles . . . Der liebe Gott eben so wenig, als alle Uebrigen.

Am Abend, als der Hauptmann Vendel abermals in den Gasthof kam, faßte Herr Radinger, der gewöhnlich so sanft war, seine Frau roh am Arme und führte die ehebrecherische Gattin in das Dunkel des Ganges.

Die Aermste glaubte sich verloren.

— Ich schwöre Dir . . .

— Marie, murmelte Herr Radinger mit gedämpfter Stimme, ich verbiete Dir mit dem Hauptmann Vendel zu sprechen! . . . Dieser Gendarmenhauptmann ist ein Glender, ein widernatürliches Ungeheuer, ein Kandidat für das Zuchthaus . . . Man muß ihn davonjagen, denn er entehrt unsern Ort

Des anderen Tages erhielt Herr Hauptmann Vendel eine Visitenkarte, auf beiden Seiten beschnitten, mit folgendem Inhalte:

Frau Radinger
Gasthof zum goldenen Sternbild.
Deine Stiefel haben mich gerettet.
Ich umarme Dich.
Marie.

In der Falle.

Ländelnd mit dem Pfeil und Bogen
Hüpfte Amor durch den Hain,
Leichtbeschwingt und ungezogen —
Sinnend nur auf Schelmerei'n!

Ahnungslos kam ihm entgegen
Eine jugendholde Maid; —
Ach! die Arme ward verlegen —
Denn sie sah ihn schußbereit!

Ohne Hilfe, angstbekommen
Stand sie unter seinem Bann
Doch nur, bis hinzugekommen
War ein schmucker Jägersmann!

Und der hatt' es flugs verstanden,
Was zu thun gewesen sei.
Maid und Jäger bald verschwanden
Amor lacht vergnügt dabei.

Polydor.

(8)

ZOHAR.

Zeitgenössischer Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.



Als der Sommer zu Ende ging, gab Leopold den dringenden Einladungen der Frau Cardenac nach und reiste nach Nemours ab. Dort angekommen stieg er nicht in den Omnibus, der vom Bahnhofe nach Castel-Lauterès verkehrt, sondern ging zu Fuße, da er den Weg recht gut kannte. Er erklimmte die Höhe, die im Lichte der Morgensonne lag, zwischen schlanken Pappeln, die nicht gewachsen waren, seitdem er sie gesehen und noch ganz so flüsterten wie ehemals; die Straße war lang und grau wie ehemals und der nämliche blaßblaue Himmel, mit wenigen Wolken gesprengelt, schien auf der Höhe des Weges die Erde zu berühren. Inmitten dieser ganzen Vergangenheit fühlte sich Leopold von einer wohlthuenden Schwermuth durchdrungen.

Jetzt erblickte er die ersten Häuschen von Castel-Lauterès. Vor dem schmalen Kirchlein mit dem schlanken Thurme und dem Schieferdache blieb er stehen; noch wohnte in ihm der feste Glaube der Kindheit; er betrat die Kirche, die mit ihren weißen Kalkwänden einen Eindruck unschuldvoller Frische machte. Er kniete auf einen kleinen Strohsessel nieder, stützte die Stirne auf die gefalteten Hände und begann zu beten und sich in seine Erinnerungen zu vertiefen.

Plötzlich vernahm er ein Geräusch. Eine Frau, deren Gesicht er nicht sehen konnte, lag auf den Fliesen hingestreckt, im Schatten eines Beichtstuhles, vor dem Altar. Hatte er sie bei seinem Eintritt nicht bemerkt, oder war sie unbemerkt gekommen, während er im Gebet versunken war? Er wußte es nicht. Nun betrachtete er sie. Obgleich sie einfach gekleidet war, glich sie doch keiner Bäuerin; ihr dunkles Wollkleid mit den geraden Falten hatte ein klösterliches Aussehen. Unter einem

Leinwandhäubchen quoll eine reiche Fülle braunen Haares hervor, das in schweren Flechten auf dem Nacken ruhte.

Dreimal küßte sie die Knie, dann erhob sie sich und wandte sich dem Ausgange zu. Sie war groß und sehr schön. Sie ging langsam, in dem rhythmischen Schritte einer Prozession; in ihren leuchtenden, schwarzen Augen, die von langen Wimpern beschattet waren, glühte ein sanftes Feuer. An der Thüre angekommen tauchte sie ihre langen blaffen Finger in den Weihwasserkessel und bekreuzigte sich, wobei ein Tropfen an ihrer Stirne hängen blieb, wie eine Thräne, die Jemand über sie geweint haben würde.

Leopold in seiner träumerischen Stimmung und inmitten der wieder erwachten Wahnvorstellungen seiner Kindheit glaubte eine auferstandene Heilige zu sehen, die lange in der Gruft unter dem Altar geschlummert.

Aber draußen, inmitten der Erheiterungen des Weges, wo er sie nicht wiederfand, ward sein Traum wieder lebhafter, fast zur Wirklichkeit. Dieses junge Mädchen war sicherlich das Kind einer Herrschaft aus der Umgegend oder das von Bürgerleuten, streng erzogen, gottesfürchtig und hausälterisch. Und weil er sie sehr schön gefunden hatte, begann er nachzudenken. Was treibt er in Paris, wo er sich langweilt inmitten der Vergnügungen, an welchen er nicht theilnimmt? Selbst die weiten Reisen mit Cardenac reizten ihn nicht mehr. Er hatte stets den Wunsch nach lieblicher Einsamkeit gehabt, in einem großen Garten außerhalb der Stadt; nach Ruhe, wenn die Nacht gekommen, beim Lichte der Lampe sitzend, wenn nur hie und da das Geräusch von Schritten diese Stille unterbricht. Gibt es einen besseren Vorwand zum Leben, als eine junge Frau in einem hellen Hauskleide im Sonnenglanze auf dem Flur sitzend, während die Kinder spielen, und Abends, das blasse Antlitz der stillen Freundin, die über ihre Näherlei gebeugt sitzt, während der Mann liest? Und dann: nach dem gemeinschaftlichen Gebete die allabendliche Wiederkehr ins geheiligte Bett, welches die Gattin jungfräulich betreten hatte. Und Leopold fragte sich, warum ihm dieses Glück, das seinen Wünschen so sehr entspricht, nicht zutheil werden solle? Man kann nicht wissen, was geschehen wird! Vielleicht wird er sie wiederfinden — ja, das ist möglich, in dieser kleinen Landschaft wird er sie wiederfinden — dieses junge Mädchen, das heute in der Kapelle gleichzeitig mit ihm gebetet hatte.

Unter solchen Gedanken gelangte er an einen Zaun, der einen Obstgarten umschloß.

Eine alte Frau jenseits eines Holzgitters nahm mit vollen Händen aus ihrer Schürze Hafer- und Maiskörner, welche sie einem Schwarm hüpfender und glucksender Hühner, Enten und Hähne vorstreute. Alles Futter fiel plötzlich aus der Schürze, denn Frau Cardenac hatte Leopold bemerkt und eilte ihm freudig entgegen, die gute Frau, als ob sie ihren Sohn wiedergesehen hätte. Dann, nachdem sie ihn zwanzigmal umarmt hatte, und auch ausgeankt, weil er ihr den Tag seiner Ankunft nicht vorher angezeigt hatte, — man hätte ihn dann mit dem Wagen in Remours abholen können, — drehte sie sich um, und rief ins Haus:

— Stephana! komm rasch! aber komm doch, Stephana! Dein Bruder ist da.

Frau Cardenac hatte Leopold mit der Anwesenheit

seiner Schwester überraschen wollen. Daß diese Kinder sich niemals begegnet hatten und sich nicht liebten, das quälte die gute Frau schon lange. Sie hatte von Mutter Maria Angelika, indem sie vorgab krank zu sein, erwirkt, daß Stephana auf einige Tage zu ihr kommen dürfe; dann hatte sie an Leopold geschrieben, daß sie nicht sterben wolle, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben. Und was erhoffte sie von dieser kleinen Verschwörung? Daß geschwisterliche Zärtlichkeit sie endlich vereinen werde und daß es vielleicht Leopold gelingen werde, sie von dem Eintritt ins Kloster abzubringen und in die Welt zurückzuführen. Frau Cardenac, die einmal in der Woche fromm war und zwar am Sonntag während der Messe — lobte laut die Leute, die sich verheirathen und viele Kinder bekommen. Ihre Verzweiflung war die Ehelosigkeit ihres Sohnes.

Ohne Eile aber auch ohne Zagen, ein ernstes Lächeln auf den Lippen, schritt Stephana auf ihren Bruder zu.

Er erbehte kaum; eine Flamme, die aus seinen Augen zuckte, erlosch sogleich wieder. Er hatte das junge Mädchen aus der Kirche sofort wieder erkannt. Sie seine Schwester! Bereitete ihm dies Verdruß, Bedauern? Nein. Ein wenig Erstaunen, sonst nichts. Das Hirngespinnst einer Minute hatte nur einen zweifelhaften Schimmer und war zu kurz gewesen, um einen großen Schatten zu werfen, als es verschwand. Er hatte nicht einmal den Vorwurf gegen das Schicksal, daß es besser gewesen wäre, wenn dem nicht so wäre. Im Gegentheil: er billigte das Walten der Vorsehung, welche sein Geschlecht mit diesem schönen und frommen Mädchen enden ließ, welche auf das Ende dieses verfluchten, bemackelten Zweiges diese erlösende Blume pflanzte. Denn er erkannte sofort, daß Stephana, die Gott geweiht war, nur dem himmlischen Gatten angehören könne. Daß sich ihm dieser Gedanke nicht aufgedrungen hatte, sofort bei ihrem ersten Anblicke in der Kirche, — das konnte er nicht begreifen. Sie hatte den richtigen Weg gewählt, den Weg, den sie wandeln mußte.

— Nun! umarmt Euch doch, um Bekanntschaft zu machen! sagte Frau Cardenac, in lautes Lachen ausbrechend.

Ein Blutstrom röthete die Wangen Stephanas; Leopold lächelte ein wenig verlegen. Sie begrüßten sich. Er bot seinen Arm dem Fräulein von Roquebruffane, welche ihre lange weiße Hand leicht darauf legte, und sie gingen dem Hause zu; sie betrachtete ihn dabei starr mit ihren großen Augen; er schaute sie nicht an.

In den ersten Tagen herrschte keine Vertraulichkeit zwischen ihnen, zum großen Aerger der Frau Cardenac, die weder ceremoniös noch geheimthuerisch, es gerne sah, wenn man sich in der Freundschaft beeilte wie in allen anderen Dingen; sie wollte, daß man sich sofort duze, sie wollte es durchaus nicht anerkennen, daß diese Zurückhaltung zwischen einem jungen Mann und einem jungen Mädchen gerechtfertigt sei, die doch Bruder und Schwester sind, wenn sie sich auch bisher nicht kannten, und wenn sie auch von zwei Müttern abstammten, Am meisten aber erzürnte es sie, daß Leopold dem geistlichen Beruf Stephanas zustimmte. „Vor Allem ist sie viel zu schön, um sich in einem Kloster zu begraben! Dem lieben Gott sind die Häßlichen nicht minder lieb, als die Häßchen, während Letztere von den irdischen Ehemännern vorgezogen werden. Am besten wäre Stephana bei den Ursulinerinnen durch eine Bucke-

lige zu ersetzen; die Welt würde dadurch gewinnen, und Gott nichts verlieren. Und dann, merke Dir's: sie würde es bald bereuen, den Schleier genommen zu haben, ich sage es Dir! betrachte nur ihre Augen, wenn sie sich nicht beobachtet wähnt. Aber, wenn sie auch unglücklich würde, das bliebe Dir sehr gleichgiltig, ja im Gegentheil, es würde Dir nur Vergnügen machen, denn Du kannst sie nicht leiden."

Frau Cardenac irrte sich; er begann seine Schwester zu lieben; jetzt, da er sie kennen lernte, so rein, so hochherzig, warf er sich seine bisherige Gleichgiltigkeit vor; er tadelte sich, daß er ihr gegenüber so wenig brüderlich gewesen sei; er wird nicht zögern, sie tiefer in sein Herz zu schließen; ein Gefühl der Milde erfüllte sein ganzes Wesen.

Nun gehen sie Stunden lang Seite an Seite dahin, in der Stille der Ebene; sie mit erhobener Stirne, laut sprechend; er gebeugt und ihr zuhörend.

Sie schilderte ihm ihre Kindheit, die schon unter Nachsinnen und Schwärmerei verlief, ohne Spiel, ohne Lächeln, unter den schweigenden Nonnen; sie sprach von ihrer ersten Jubrust in der Kapelle, vor dem blutigen Bilde Christi und von einer Krankheit, die sie in ihrem vierzehnten Jahre überstanden hatte, einer eigenthümlichen Krankheit mit Delirien, mit Schluchzen und Thränen, mit Ausrufen unter ausgestreckten Händen. Nichts konnte sie beruhigen, als ein Crucifix, welches sie inbrünstig küßte, worauf sie beruhigt einschlieft. Nach ihrer Heilung war sie in immervähernder Extase, eine rasende Lust an Kasteiungen und Fasten, langen nächtlichen Gebeten erfaßte sie; dabei schlug sie die Stirne an die Mauer, bis das Blut floß, schleppte sich mit nackten Knien auf den Fliesen dahin, und preßte wahnsinnige Küsse auf die Nägel des Kreuzes, welche ihr die Lippen wonniglich zerfleischten. Während sie erzählte, erweiterten sich ihre Augen und wurden starr, wie in Verzückung; sie wären entsetzlich gewesen, wenn sie nicht so erhaben gewesen wären.

Ein andermal, als sie ruhiger und sanfter war, bat sie Leopold, daß er erzählen möge von den Abenteuern und Gefahren seiner Reisen, und sie hörte ihm zu, das Kinn auf die Hand gestützt, aufmerksam und mit freundlichem Wohlwollen.

Sie zeigte ein reges Interesse an den Dingen, die ihrem Bruder widerfahren waren und, wenn er seine Stirne erhob, bemerkte er in den Augen Stephanas eine Spannung von befremdlicher Wärme und sonderbarem Glanz, ähnlich der, als wenn sie erzählte, wie sie die blutenden Füße des Heilandes geküßt habe.

So entstand zwischen ihnen, ohne jene Vertraulichkeit, die Frau Cardenac befriedigt hätte, eine Intimität der Seelen; zugleich fühlte er für sie bereits jene Zuneigung der Gewohnheit, jene Sorge, jene Angst vor irgendwelchem Vorfall, welche ein Frommer nach den Verzückungen für sein Amulet hegt, das ihn in dieselben versetzt hatte.

Eines Abends las Stephana beim Lichte der Lampe mit lauter Stimme das Evangelium. Leopold, die Stirne auf die Hand gestützt darsitzend, fühlte tropfenweise die göttlichen Worte in sein Herz fallen; von dieser Stimme gesprochen, schienen sie ihm mächtiger und reiner.

Frau Cardenac, die mit dem Ausbessern ihrer Leinen-

wäsche beschäftigt war, schloß die Augen, öffnete sie wieder, beugte sich wieder vor und schlief bald ein.

Als die Vorlesung zu Ende war, erhob sich Stephana und schritt dem Fenster zu, welches sie weit öffnete. Dann sich auf das Fensterbrett stützend sagte sie zu Leopold:

— Kommen Sie!

Nun betrachteten Beide, — in der Hitze eines Sommerabendes, — Eines ganz nahe beim Andern, — sie, weil sie sich nicht bückte, größer als er — den Himmel.

Die ganze Unermeßlichkeit der sternestimmernden nächtlichen Himmelsbläue dehnte sich gleich einem ungeheuren, mit Feuer bestreuten Fittige von niemals endendem Fluge, gegen die grenzenlose Ferne jener mysteriösen blauen Nebel aus, in denen beschauliche Seelen den Wohnort Gottes ahnen.

Und diese Christen, Schwester und Bruder, einander wieder nahe, suchten durch eine instinktive Gemeinschaft des Strebens, ohne sich durch ein Wort oder eine Miene verständigt zu haben, Gott!

Dann ergriff Stephana, hoch aufgerichtet gegen den leuchtenden Abgrund der Nacht, die Hand Leopolds, um ihn mit sich fortzuziehen. Er folgte ihr von Stern zu Stern und über die Sterne weit hinaus, von Unendlichkeit zu Unendlichkeit.

Mit dem, was noch Fleisch und Blut in ihm geblieben war, begriff er, daß sie weiter gehe als er, daß sie in anderen Unergründlichkeiten zerfließe, sich allein verliere in der blendenden Helle des Tages jenseits des Tages und endlich das wurde, was er nicht mehr schauen konnte.

Gebrochen, entkräftet sank er zurück. Er verzichtete. Er betrachtete sie ganz nahe in ihrer Weiblichkeit. Sie hatte in ihren ein wenig gegen ihn gewendeten Augensternen den Widerschein der Göttlichkeit; sie war stolz und mild, und in der Jubrust seiner brüderlichen Ehrfurcht drückte er einen Kuß auf die Stirne Stephanas, erstaunt, hier nicht einen Stern zu finden!

— Endlich küssen sie sich! Das war nicht zu bald! rief Madame Cardenac, die erwacht war und in heiteres Lachen ausbrach.

Sie wollte durchaus, daß Theresine, die alte, im Vorsaale ewig schnarchende Magd in den Keller hinabsteige, um eine Flasche alten weißen Weines zu bringen, die zur Feier der endgiltigen Ausöhnung geleert werden sollte.

Ihre Worte wirkten auf Leopold wie die Tropfen einer Säure, die in eine Flüssigkeit gegossen, plötzlich deren Geschmack und die Farbe verändern; er fühlt sich verbittert und düster, gedemüthigt durch die Rückkehr in's Leben aus solchen Höhen.

Einige Augenblicke später aber, als er allein war in seinem Zimmer des ersten Stockwerks des Pavillons, welches er seit einem Monate bewohnte, fand er inmitten der nächtlichen Ruhe und im Zwiellichte der Lampe den Reiz des verlorenen Traumes wieder; ruhig und glücklich, fühlte er sein Herz leicht und froh darüber, in den Regionen des Lichtes geschwebt zu haben.

Er legte sich nieder und schlief bei ausgelöschter Lampe rasch ein, jenes Lächeln des ruhigen Gewissens auf den Lippen, welches der Vorläufer des guten Schlafes ist.

Wie von einem Glockenschlage erschreckt, wachte er plötzlich auf.

Mit weit aufgerissenen Augen, Säusen in den Ohren, saß er in die Finsterniß starrend auf seinem Bette. Was war das? Welcher Alp hatte ihn bedrückt? Ein Schauer überlief seine ganze Haut; gelähmt, in kalten Schweiß gebadet, stotterte er mit aufeinanderschlagenden Zähnen: Ah, was? Was ist denn das?

Dann, nach einer Weile sprang er mit einem Entsetzensschrei aus seinem Bette.

Oh! über diese Scheußlichkeit der Jünglinge, die unter dem Kiesel eines schmähligen Traumes ächzend vergehen! und der Mönche mit dem Geifer der Geilheit zwischen den Zähnen, die sich auf dem Laken ihrer elenden Pritsche wälzen, welches das Delirium der Fleischlust in Fleisch verwandelt! Erbärmliches Thier im Manne! Meuterischer Schlamm des Körpers, Auswurf der Seele, Schmutz menschlichen Wesens!

Er wagte es nicht die Lampe anzuzünden, aus Furcht sich im Spiegel zu sehen.

Aber diese Schmach — woher kam sie ihm? Schleicht sich wirklich die wüthige Unzucht in den Traum der Schlafenden mit dem Mund und dem Busen der Frauen und mit deren schlüpfrigen, sich streckenden Beinen? Er erinnerte sich keines Traumes, keines verführerischen Wahnes. Und jetzt, halb nackt in der Mitte des Zimmers stehend, verspürte er trotz der nächtlichen Frische der Luft keine Kälte. Langsam verbreitete sich, seinen Schweiß trocknend, ein Brennen über seine ganze Haut, stieg empor bis zu den Schläfen und endlich bis unter seine Haare. Es schien ihm, als ob es von seinen Lippen auströmete, als hätte er dort einen Brand; es wurde glühender und glühender und er vermeinte ersticken zu müssen.

Furcht ergriff ihn; er riß das Fenster auf, beugte sich tief in die Frische der Nacht hinaus und sog die Luft mit vollen Zügen ein. Und er fühlte sich ruhiger in der Milde der Sommernacht.

Ihm gegenüber, im ersten Stockwerke schimmerte ein Fenster, jenes Stephanas. Oft wachte das fromme Mädchen noch so spät in ein Andachtsbuch vertieft oder im Gebete versunken. Die Nachbarschaft dieser Heiligkeit und Züchtigkeit besänftigte ihn vollends, verjagte die bösen Anfechtungen.

Hinter den durchsichtigen weißen Vorhängen stand sie vor dem Spiegel, den einen Arm erhoben. Die Vorhänge waren so dünn, daß er das Hinauf- und Hinabgleiten des Kammes in den langen dunklen Haaren sah und als sie sich umwendete, das — lebendige Fleisch der einen Brust!

Mit einem dumpfen Schrei stürzte er ins Zimmer zurück. Er erinnerte sich, oh er erinnerte sich jetzt: Jene, die er im Schlaf besessen, die er mit seinen Lippen geküßt, mit seinen Armen umschlossen, die er — ganz nackt — an seinen ganz nackten Körper gepreßt, hier auf diesen Linnen, oh, Gräuel! oh Ungeheuerlichkeit! das war sie, ja sie, Stephana, seine Schwester!

Während er voll Schreckens sich dieses Traumes erinnerte, fühlte Leopold, der mit beiden Händen seinen Schädel

preßte, etwas Laues längs seiner Finger herabrieseln — Blut; — er hatte sich mit den Nägeln die Haut aufgerissen.

Aber seine Wuth gegen sich selbst, und der Eckel seiner Gewissensbisse kam nicht von seinem nun verschreckten Alp. Der schlafende Leib, aus welchem sich die Seele entfernt, hat Hallucinationen, für welche die Seele nicht verantwortlich ist. Für die Verbrechen des Schlafes, kann diese der Anklage der Theilnehmerschaft, das Alibi entgegenstellen. Nein! Was ihn mit Schrecken erfüllte, was ihm hier in der Stille und Finsterniß die Haare sträuben machte, das war, daß er jetzt, in vollem wachem Zustande, nicht unwissentlich, oh Schändlichkeit! daß er jetzt noch mit ganzer Seele nach diesem Weib beehrte! und die verabscheuungswürdigen Erinnerungen der Illusion seinem schmachvollen Verlangen nicht mehr genügte.

Ja, er wollte sie haben!

Ja! dies war ganz einfach eine Schmach, ein Gräuel! die Verwünschung und Verachtung seiner selbst; die Nothwendigkeit eines Dolches in das Herz, oder einer Kugel in den Kopf; die dringende Nothwendigkeit, seinem Dasein ein Ende zu machen. Aber schmähllich umklammerte ihn sein Verlangen.

Gegen seinen Willen richtete er seinen Blick nach dem offen gebliebenen Fenster, in der Hoffnung, daß er vielleicht noch einmal das lebendige Fleisch des Busens sehen werde.

Er stürzte zum Fenster und schloß es, zog die Vorhänge herab und kehrte sich mit dem Rücken gegen die Scheiben; er versperrte seiner Leidenschaft jeden Ausweg.

Und was er jetzt that, wird er immer thun; er war sich seiner Energie bewußt; nie wird das Thier, welches in ihm steckt, ausbrechen Wahnsinnig vor Entsetzen hielt er sich bei den Haaren und schlug seine Stirne gegen die Wand, bis er sich ohnmächtig werden fühlte. Ist das der Tod, dann umso besser. Er fiel auf den Fußboden hin, die Arme nach vorne ausgestreckt, weit, weit von seinem Bette.

Als es heller Tag war, öffnete Leopold die Augen und fühlte sich seltsam beruhigt.

Oh höllische Nacht!

Aber, Gott sei gedankt, es war vorbei. Mit der Dunkelheit verschwanden auch die Schreckbilder seines nächtlichen Traumes. Ach! wie athmete er erleichtert auf!

Nachdem er seinen Kopf mit kaltem Wasser erfrischt und sich eilig angekleidet hatte, öffnete er das Fenster.

Nach der stürmischen Nacht war der Himmel so blau, so klar; die feuchte Luft strich erfrischend durch den unermeßlichen Raum; von einer kreisenden Lerche geliebkost wiegte sich der Rasen im Morgenwinde wie ein grüner Teich; auf den Feldern, auf den Gassen, rings um die noch schlummernden Häuser lag die sumrende Stille des erwachenden Lebens. Leopold, nunmehr vollkommen besänftigt, empfand ebenfalls die Freude der täglich wiederkehrenden Neugeburt und verrichtete andächtig sein Morgengebet.

(Fortsetzung folgt.)